

# Die falsche Zukunft

Meine Großmutter hatte immer Angst, ich würde in Österreich mit Kindern und Enkeln von Nazis spielen. Das sei unvermeidbar in diesem Land. Eine Zukunft in Österreich hatte sie sich für ihre Nachkommen nicht vorgestellt. Großmutter gehörte im Volksbefreiungskampf zur Frauentruppe der Partisanen und war Mitglied der antifaschistischen Frauenfront. Ihr Misstrauen gegenüber Österreich behielt sie ihr Leben lang. Wir sollten uns alle besonders vor den Eliten dieses Landes hüten. Sie seien aufgrund von Vertreibung und Mord entstanden.

Meine Oma Marija, die Heldin des Volksbefreiungskampfes, war es, die mich auf meiner ersten Reise nach Österreich begleitete. Es war meine erste Reise überhaupt. Heute denke ich gerne daran zurück, auch wenn ich mich kaum an sie erinnern kann. Meine Großmutter blieb bei uns, bis ich drei Jahre alt war. Dann konnte ich in den Kindergarten. Und an den erinnere ich mich sehr gut. Ständig lief ich dem kleinen Janez hinterher. Er war der Einzige, den ich am Anfang wenigstens ein bisschen verstand. Er aber, fast zwei Jahre älter als ich, wollte mit mir nichts zu tun haben und lief weg, sobald ich auch nur in seine Richtung sah. Als Erwachsener kehrte Janez in das Dorf seiner Eltern nach Slowenien zurück und fing dort Bachforellen mit bloßen Händen. Als wir seine Familie einmal besuchten, konnte ich mich selbst davon überzeugen.

Deutsch lernte ich angeblich sehr schnell. Wie schnell, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich redete schon als kleines Kind gerne sehr viel. Der erste deutsche Satz, an den ich mich erinnere, war „Du bist aber eine Quasselstrippe“. Das sagte eine entfernte Verwandte meiner Mutter, die in Deutschland lebte. „Du kleine Quasselstrippe.“ Ich habe nie verstanden, was sie damit meinte, da später ich selbst glaubte, eher weniger zu reden. Aber da sie dabei immer lachte, vermutete ich, sie sei mir wohlgesonnen. Noch lieber als zu quasseln, hörte ich Erwachsenen bei ihren Gesprächen zu. Einmal, als meine Eltern auf dem Tisch Rechnungen ordneten und das Geld für die nächsten Monate einteilten, spielte ich unter dem Tisch und spitzte meine Ohren. Am nächsten Tag erzählte ich der Kindergärtnerin, meine Eltern hätten einen Haufen Geld zu

Hause, das sie nach Jugoslawien bringen würden, weil mein Vater nichts bei den Östreichern lassen will. Meine Eltern wurden sofort in den Kindergarten beordert und befragt. Danach besprachen sie wichtige Dinge nur dann, wenn sie glaubten, ich würde schon schlafen. „Du musst besser sein als die österreichischen Kinder. Es reicht nicht, wenn du gleich gut bist. Das reicht nicht. Hervorragend musst du.“ Dieser Satz begleitete mich durch meine Kindheit. Immer besser sein. Immer weiter hinaus.

Immer klüger sein. Einmal, als ich meinem Vater stolz erzählte, ich wisse mehr über die Atome als meine Chemielehrerin, lachte er auf und erwiderte, ich solle nicht übermütig werden. Übermütig. Was für ein Wort. Es klang so wunderbar, wie es unverständlich war. Über den Mut hinaus.

Der Mut, der vor uns herläuft, den wir wohl nie fassen werden. Ich wollte übermütig sein. Übermütig sein. Mehr als mutig. Mutiger als die österreichischen Kinder.

Die Eltern unternahmen viel mit uns, mit mir und meinem Bruder. Sobald es warm genug war, begannen meine Eltern an den Wochenenden Fleisch zu marinieren, der Grill wurde aus dem Keller geholt und abging es an die Donau. Dort trafen wir uns mit anderen Familien aus Jugoslawien. Wir Kinder haben das immer genossen. Alleine schwimmen, solange wir wollten, Steine ins Wasser werfen, Verstecken spielen. Unsere Eltern kümmerten sich darum, dass wir genug zu essen bekamen. An der Donau durften wir mit den Fingern essen und niemand ermahnte uns deswegen.

Häufig besuchten wir auch befreundete Familien, die wie wir aus Jugoslawien waren. Wir kamen bei Kindergeburtsstagen zusammen, bei denen immer sehr viele Erwachsene und viele Kinder anwesend waren. Immer mit Kuchen, mehreren Torten und einem Spanferkel. Aus dem Plattenspieler dröhnten jugoslawische Schlager und alte Stadtlieder, die *starogradske pjesme*, bei denen alle mitsangen und sich Tränen aus den Augen wischten. Bei einem dieser Lieder schoss Goran, der seinen zehnten Geburtstag feierte, seinen neuen Fußball mitten auf eine Schallplatte, die einen tiefen Kratzer bekam. Gorans Vater griff ihn am Arm und schlug zu, auf den Rücken, auf den Kopf und auf seine Arme. Mein Vater stand damals auf und schrie Gorans Vater an. Kinder schlägt man nicht. Gorans Vater schrie etwas zurück, worauf meine Eltern aufstanden und wir die Geburtstagsfeier verließen. Erst später war ich stolz auf meinen Vater. Damals hatte ich nur Angst.

Goran besuche ich heute, fast vierzig Jahre später, immer noch regelmäßig. Er lebt in Frankfurt und kann sich an seinen zehnten Geburtstag nicht mehr so genau erinnern.

Zu dem jugoslawischen Zusatzunterricht haben mich meine Eltern nie geschickt. Ich war ihnen dafür dankbar. Das bedeutete zwei Nachmittage weniger Schule und weniger Hausaufgaben. In der österreichischen Schule gab es nur österreichische Kinder, außer mir und einem Georgius. Der war aus Griechenland. Damals wusste ich noch nicht, dass meine Schule, ein Gymnasium, nicht für Gastarbeiterkinder vorgesehen war. Wahrscheinlich dachte ich, falls ich überhaupt darüber nachgedacht habe, es gebe in Österreich vorwiegend österreichische Kinder. Und deswegen gab es in der Schule nur Georgius und mich, die nicht österreichisch waren.

Ich hörte den Kindern aus der Schule immer staunend zu, wenn sie von ihren Reisen erzählten. Einmal erzählte eine Mitschülerin, sie sei mit ihren Eltern in Jugoslawien am Meer gewesen und es sei dort so schön, mit den vielen Palmen und die Sonne würde immer scheinen. Als ich meinte, in Jugoslawien würde es auch schneien und die Sonne nicht immer scheinen, haben mich die anderen ausgelacht. Daraufhin schubste ich ein Mädchen aus der Runde ein bisschen stärker. Sie fiel auf ihren Hintern und ich stellte mich mit geballten Fäusten über sie. So wie Muhammad Ali, dessen Boxkämpfe ich mir mit meinem Vater mitten in der Nacht ansehen durfte. Er war unser beider Held. Am Tag darauf wurden meine Eltern in die Schule gerufen und mussten sich einen Monolog der Direktorin über Gewalt anhören. Die Direktorin erklärte meinen Eltern, es sei weder in diesem Land noch an diesem Gymnasium üblich, dass Kinder ihre Aggressionen in Schlägereien auslebten. Und Mädchen schon gar nicht. Und sollte so etwas noch einmal vorkommen, würde sie mich für den Wechsel an eine Hauptschule empfehlen. Meine Eltern sollten ernsthaft mit mir über meine Verfehlung reden. Das taten sie auch. Zumindest versuchten sie es. Ich erwiderte, ich sei kein Mädchen, sondern Muhammad Ali. Mein Vater umarmte mich und sagte mir,

ich solle mir von den Österreichern keinen Blödsinn über meine Heimat erzählen lassen. Es wäre aber besser für mich, meine Fäuste in den Hosentaschen zu lassen, weil hier hätten die Österreicher immer Recht, auch wenn das nicht stimmen würde. Seitdem habe ich nie wieder jemanden geschubst oder geschlagen und mit den Jahren wanderten die Fäuste aus meinen Hosentaschen in meinen Kopf.

Als ich diesen Text bei der Preisverleihung vorgelesen habe, meinte meine Mutter augenzwinkernd, das sei alles eigentlich ganz anders gewesen und ich hätte da nicht wenig geflunkert. So ist es nun einmal mit Geschichten aus dem eigenen Leben. Einerseits macht uns die Erinnerung regelmäßig einen Strich durch die Rechnung und schenkt uns viele, teils sich widersprechende Wahrheiten, andererseits ist ein fiktionaler Text nun mal kein dokumentarischer Text und ist auch nicht als solcher zu lesen. Das erzählende Ich ist nicht mit der Autorin gleichzusetzen.

Trotzdem fußt der Text auf Erinnerungen und Erfahrungen der Autorin. So war es teils schmerzhaft, teils lustvoll, teils lästig, teils erfüllend, an diesem Text zu arbeiten. Er brachte mich immer wieder zum Weinen, aber auch zum Lachen. Die eigenen Erfahrungen als sogenanntes Gastarbeiterkind spielen in diesem Text eine große Rolle. Eine noch größere Rolle spielt das Nachdenken und Reflektieren über die Vergangenheit, mit all den Ausgrenzungen und Demütigungen, mit der sich eingeschlichenen Gewohnheit, das zugeschriebene Andere authentisch zu verkörpern.

Schreiben sehe ich als Möglichkeit, aus all diesen Zuschreibungen und fremd gesteuerten Erinnerungen auszubrechen. Sich eine eigene Erinnerungskultur aufzubauen, in der wir alle die Hauptrolle spielen und nicht nur Statisten sind.

Vlatka Frketic: Die falsche Zukunft. Erschienen in der Anthologie Preistexte 19 – Das Buch zu den „exil-literaturpreisen – schreiben zwischen den kulturen“ 2019. Herausgegeben von Christa Stippinger, Edition Exil, 2019.

Der Text ist Teil eines Romanprojekts und wurde für den Wettbewerb der Edition Exil „Schreiben zwischen den Kulturen“ verfasst. Der Auszug wurde im Rahmen der Donau Lounge 2020 online gelesen. Online: <https://www.youtube.com/watch?v=qtze3DVRzCw> (Stand: 1. 10. 2024).